

Ein Septembertag auf dem Lande.

Ein echter Septembertag beginnt mit Nebel. Und so lag denn auch heute als ich hinaustrat in die Morgenfrische, die Landschaft in einem arauwischen Dunstschleier. Im Osten, wo das Tagesgrauen anbrach, war es leichter, während im Westen noch eine dicke graue Masse lag. Zusehend begann ein hartnäckiger Kampf der aufsteigenden Sonne mit dem Nebel. Der kleine Wald dort im Nordosten, wie verloren inmitten der Feldmark und im weiten Bogen umgeben von den Ortschaften, erschien als eine ungewöhnliche, himmelwärts hinragende Feste am Fuße eines niedrigen Höhenzuges, über den sich die Landschaft als ein schmales, weißes Band hingab. Und immer heller ward es über dem Walde. Es begann ein Zerrinnen und Zerschneiden der unüberwindlichen Wand, durch die alsbald ein Licht-weiße, große, runde Scheibe stimmerte. Die grauen Massen wurden herabgedrückt zur Erde, über die es in dem Augenblick wie ein dunkler Schattengang, und plötzlich zerrig die gleichmäßig graue Wand und im siegreichen Triumph erstahlte in blendender Glorie die Sonne vom blauen, klaren Himmel herab. Die Nebelfäden schwebten wie auf der Flucht in phantastischen Gestalten über die Fluren und um die Baumgruppen des Waldes, als wollten sie sich auf anflammen und vor der Vernichtung bewahrt bleiben. Aber nur eine kurze Weile, und der letzte Nebelschwaden zerrann spurlos im Wind!

Mit dem zerfloffenen Nebel war auch die Frische und Kälte gewichen. Warm strüteten die Sonnenstrahlen über die Glieder und ein voller Sonnenschein lag auf dem Felde. Es war, als ähmet alles im Befragen. Eine reine, milde Luft, frisch und klar, welche die Brust weitet und die Körperliche wie geistige Spannkraft erhöht und die frohgemut macht. Sie ist in ihrer Kernigkeit ganz anders, als jene drückende, gewitterschwüle und trübliche Luft mancher dampfenden Sommerstage, die sich so erschöpfend und bleich auf die Glieder legt und den Menschen trägt, schlaffig und abgespannt macht und zu nichts aufgelegt. Gewiss, ein köstlicher Morgen, um ihn im Freien zuzubringen! Als bald ist der Kaffeestich vor dem kleinen Gartenhäuschen in einer reizvollen Umgebung, einer anheimelnden Morgenidylle, hergerichtet. Nach dem Nebel lagert noch die Thaufrische auf dem einsamen, engeren vom Dorfe gelegenen, von einem hohen Palisadenzaun umschlossenen Garten, der sich wie eine grüne Insel aus den grauen Stoppelfeldern der Feldmark abhebt. Im Hintergrund das Gartenhäuschen, an dessen Südwand der Weinstock bis zum Dach hinauf emporragt. So dicht und üppig, daß die weichen Fenster des Häuschens, die sich und freundlich in den Garten blicken, halb von dem Weinstock verdeckt sind, und die Haustür von einer breitblättrigen Weinrebe umschlungen, woraus die viden Trauben schauen, umrahmt ist. Vor dem Gartenhäuschen breitet sich der Blumenkasten aus, den ein hohes, dichtes Springen- und Zierstraucherbüschel in wellenförmiger Umfassung von dem Gemüße und Obstgarten mit seinen Spalierbäumen und Laubengängen trennt. Die Weinranken wachen in frohendem kräftigem Wuchs vom Saule auf der Erde hinweg bis zu dem aufgestellten Tisch, von wo der Blick umherfliehet über die Landschaft. Schweiß bis zu den Wangen, die in buffiger Bläue aus dem Süden herüberströmen. Unmittelbar vor uns auf der abschüssigen Bodenfläche, welche zu dem Wiesengrunde hinabsteigt und von dieser durch einen breiten Graben getrennt ist, gruppieren sich die runden, von hübschem Buchsbaum eingefassten Blumenbeete. Herrliche Rosen im zweiten Blütenflor duften uns von ihnen entgegen; glühend rot, wie vom Liebesfeuer angefaßt, und in dem zarten, blühenden Weiß der Reuschel und Reine.

Es ist ein gar lauschiges, rings von dichtem Gebüsch eingefasstes Plätzchen, über das sich aus dem Bostett die ausladenden Zweige einer Eiche wie schwebend strecken, die sich hier eingekammt und zu einem kräftigen Baumbinnen schenken Jahren heranzuwachsen, und in dem Rothornbaum dort in der Gartenecke mit seiner mächtigen Laubkrone einen ebenerfüllten Gefäß fand. Wenige Schritte von unserem Plätzchen erhebt sich ein Speiseort, dessen reiches Geleis lang zur Erde herabsteigt und leise im Winde schaukelt. Vor ihm, den Mittelplatz des Gartens bildend, liegt ein sternförmiges Rosenbeet mit einer Rosengruppe und seitwärts davon eine Stengruppe, von Moos überwachsen, während an dem verfallenen, auf eine große Lanne mündenden Ausgang des Gartens ein Zierstrauch mit Rosen aufblüht. Über seinen Rand neigen sich lange Farnwedel und die feinen Rippen der Schilfräster wie zum ergebenden Gruß gegen die Rosen Seroten, die in ihrer erhabenen Schönheit im Schmutz des goldenen Blütenladens auf der spiegelglatten Wasserfläche thronen. In unmittelbaren Bogen hängen die Zweige des Rosengebüsches des benachbarten Rosenbeetes zum Teichrand herab mit ihren Rippen und voll erblühten Rosen auf dem lockeren Rasenflächen, gleichsam waltend mit den Seroten um den Preis der Schönheit. Und zugleich wieder ein Bild rascher

Das Geheimnis der Perlenbildung.

Als vor Kurzem nahm man noch allgemein an, die Perlen in der Muschel würden durch Sandkörner und ähnliche Gegenstände hervorgerufen, die zwischen das Weichthier und seine Schale gerathen. Nach einer anderen Version sollten es tierische Parasiten sein, die entweder durch die Schale hindurch oder am Rande der Muschel in das Weichthier hineingelangten, die Perlenbildung veranlassen. Das Problem der Perlenentstehung nimmt jedoch nach einigen neueren Arbeiten ein anderes Aussehen an. Man hatte bei der Ausführung der Perle das praktische Ziel im Auge, eventuell Möglichkeiten für die künstliche Vermehrung der Perlen zu finden. Allerdings ist längst bekannt, daß die Schichten der Muschel kleine Stülper unter die Schale bringen, die dann mit Perlmutter überzogen werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Mantel der Muschel, aus der Perlmutter ausscheidet, auch derartige Fremdkörper mit einer Schicht davon überziehen muß, andererseits aber läßt sich auf diesem Wege nie eine allseitig gleichmäßig gebildete oder gefurte Perle erzielen, und nur solche haben einen beträchtlichen Werth. Es ist weiterhin sehr selbstverständlich, daß auch gelegentlich ein Sandkorn oder ein parasitisches Eindringling sich die Abklärung der Perlenbildung vollständig kann, andererseits scheint es mehr und mehr, daß normaler Weise die Perlenbildung in der Muschel „von selbst“, d. h. ohne erkennbare Ursache von statten geht. Hierin haben zunächst zwei deutsche Arbeiten zu einer fast überraschenden Ueberzeugung geführt, die eine, aus dem Würburger Zoologischen Institut herbeigezogen, von Paul, die andere aus der biologischen Versuchsanstalt für Fischerei in München von W. Hein. Der preussische Staat bezog, der hiesiger Landes-Fischereiverein haben im Hinblick auf die praktische wichtige Ziele diese Arbeiten gefördert, um möglichst darauf hinzuwirken, daß die deutsche Perlenfischerei, die ebenfalls viel ergeblichere Beiträge abwirft als jetzt, wieder auf ihre frühere Höhe gehoben werde. Die geringfügigen Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden genannten Untersuchern interessieren an dieser Stelle nicht, und so kann es hier auch unentschieden bleiben, ob bei der Perlenbildung ein transkoffer Prozeß in der Muschel vorliegt, oder eine Ablagerung von Kalk als Referential, der ein anderes Mal wieder abgebaut und zum Aufbau der Schale oder zur sonstigen Ernährung des Thieres verwendet wird. Jedenfalls waren niemals Sandkörner oder organische Reste, die auf einen tierischen Parasiten hätten hindeuten können, im „Kern“ der Perle zu finden. Diese Untersuchungen sind nun zwar lediglich an der deutschen Flußperlmuschel ausgeführt, die in einigen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich in manchen kaltnahen Bächen und Flüssen des Mittelgebirges, des bairischen und böhmerwaldes, des mittelhessischen Schiefergebirges und der schlesischen und schlesischen Gebirge vorkommt, während die Angaben über parasitäre Ursprung der Perle meistens auf die Meerperlmuschel beziehen. Er scheint sich aber auch um die Perlenbildung bei anderen Muscheln nicht anders zu verhalten. Darauf deutet schon eine Arbeit des französischen Histologen Hennequin hin, der wiederum unabhängig von den deutschen Autoren — gleichzeitig zu der Ansicht kam, daß die Perlen in der Fluß- und Meerperlmuschel sowie in sonstigen Muschelarten — in jeder Muschel kann, wie bekannt, gelegentlich eine Perle auftreten, ohne erkennbare Ursache entstehen können. Wenn er daneben noch außerdem den parasitären Ursprung mancher Perlen annehmlich möchte, so sieht er hierin vielmehr noch unter dem Einfluß der früher herrschenden genauen Ansicht.

Die Wirkung der Straalarbeit. Der kleine Frey vermag absolut nicht zu begreifen, daß es in der Welt nicht nur Dufel und Tanten gibt und daß man nicht zu allen großen Zeiten „Du“ sagen darf. Auch als er in die Schule kommt, sagt er unentwegt zu dem Lehrer „Du“. Der hört sich das eine Weile lächelnd an, dann sucht er ihm immer energischer klar zu machen, daß man zum Lehrer „Sie“ sagen müsse. Aber Frey wird immer aus neue rückfällig. Schließlich — das erste Schuljahr ist fast zu Ende — reißt dem Lehrer die Geduld, und er verurtheilt Frey, eine ganze Seite lang zu schreiben: „Ich darf zu dem Lehrer nicht „Du“ sagen!“ Frey unterzieht sich mit Seufzen dieser Aufgabe und malt eine ganze Seite voll mit der schönen Lehre. Die er grad fertig ist, kommt Vater nachhause und sieht die Arbeit. „Was“, sagt er ganz entsetzt. „Du sagst immer noch zum Lehrer Du?“ Da lächelt mal gleich noch eine Seite mit dem Satz, damit Du Dir endlich merkst! Was bleibt Frey übrig, er muß die zweite Seite auch noch schreiben. Am anderen Tag bringt er die beiden Seiten dem Lehrer. Der sieht ganz verwundert den Kindern's Nicken. „Was, zwei Seiten?“ — „Ja wohl“, sagt Frey stolz, „da wunderst Du Dir!“

Als vor Kurzem nahm man noch allgemein an, die Perlen in der Muschel würden durch Sandkörner und ähnliche Gegenstände hervorgerufen, die zwischen das Weichthier und seine Schale gerathen. Nach einer anderen Version sollten es tierische Parasiten sein, die entweder durch die Schale hindurch oder am Rande der Muschel in das Weichthier hineingelangten, die Perlenbildung veranlassen. Das Problem der Perlenentstehung nimmt jedoch nach einigen neueren Arbeiten ein anderes Aussehen an. Man hatte bei der Ausführung der Perle das praktische Ziel im Auge, eventuell Möglichkeiten für die künstliche Vermehrung der Perlen zu finden. Allerdings ist längst bekannt, daß die Schichten der Muschel kleine Stülper unter die Schale bringen, die dann mit Perlmutter überzogen werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Mantel der Muschel, aus der Perlmutter ausscheidet, auch derartige Fremdkörper mit einer Schicht davon überziehen muß, andererseits aber läßt sich auf diesem Wege nie eine allseitig gleichmäßig gebildete oder gefurte Perle erzielen, und nur solche haben einen beträchtlichen Werth. Es ist weiterhin sehr selbstverständlich, daß auch gelegentlich ein Sandkorn oder ein parasitisches Eindringling sich die Abklärung der Perlenbildung vollständig kann, andererseits scheint es mehr und mehr, daß normaler Weise die Perlenbildung in der Muschel „von selbst“, d. h. ohne erkennbare Ursache von statten geht. Hierin haben zunächst zwei deutsche Arbeiten zu einer fast überraschenden Ueberzeugung geführt, die eine, aus dem Würburger Zoologischen Institut herbeigezogen, von Paul, die andere aus der biologischen Versuchsanstalt für Fischerei in München von W. Hein. Der preussische Staat bezog, der hiesiger Landes-Fischereiverein haben im Hinblick auf die praktische wichtige Ziele diese Arbeiten gefördert, um möglichst darauf hinzuwirken, daß die deutsche Perlenfischerei, die ebenfalls viel ergeblichere Beiträge abwirft als jetzt, wieder auf ihre frühere Höhe gehoben werde. Die geringfügigen Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden genannten Untersuchern interessieren an dieser Stelle nicht, und so kann es hier auch unentschieden bleiben, ob bei der Perlenbildung ein transkoffer Prozeß in der Muschel vorliegt, oder eine Ablagerung von Kalk als Referential, der ein anderes Mal wieder abgebaut und zum Aufbau der Schale oder zur sonstigen Ernährung des Thieres verwendet wird. Jedenfalls waren niemals Sandkörner oder organische Reste, die auf einen tierischen Parasiten hätten hindeuten können, im „Kern“ der Perle zu finden. Diese Untersuchungen sind nun zwar lediglich an der deutschen Flußperlmuschel ausgeführt, die in einigen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich in manchen kaltnahen Bächen und Flüssen des Mittelgebirges, des bairischen und böhmerwaldes, des mittelhessischen Schiefergebirges und der schlesischen und schlesischen Gebirge vorkommt, während die Angaben über parasitäre Ursprung der Perle meistens auf die Meerperlmuschel beziehen. Er scheint sich aber auch um die Perlenbildung bei anderen Muscheln nicht anders zu verhalten. Darauf deutet schon eine Arbeit des französischen Histologen Hennequin hin, der wiederum unabhängig von den deutschen Autoren — gleichzeitig zu der Ansicht kam, daß die Perlen in der Fluß- und Meerperlmuschel sowie in sonstigen Muschelarten — in jeder Muschel kann, wie bekannt, gelegentlich eine Perle auftreten, ohne erkennbare Ursache entstehen können. Wenn er daneben noch außerdem den parasitären Ursprung mancher Perlen annehmlich möchte, so sieht er hierin vielmehr noch unter dem Einfluß der früher herrschenden genauen Ansicht.

erstattete Anzeige bei der Baubehörde und wurde nach drei Stadtworten in die Höhe. Man denke sich eine nur einen Fingel starke Außenmauer sehr das Haus fertig war, verlangte der Bauer, daß das Erdgeschloß durch Entfernung der Mittelmauer zu einer Halle ausgefastet werde. Als man damit beginnen wollte, brach das Karrenhaus zusammen. Daß die Häuser nicht notwendiger Weise im Volk sein müssen, wie man anderwärts irrthümlich glaubt, dafür wird hier der Beweis erbracht. Am Goldenen Horn gibt es eine Menge Häuser, die nach oben und nach unten hinwärts übergehen und dennoch nicht einführen, trotz aller Erdhöhe und gewaltthätigen Aufreichte, die sich darin so häufig abspielen. Ein gefälliges Nachbarshaus oder einige träge Stühle halten es. Das Morgenland hat eben nicht nur einen, sondern ein ganzes Duzend Schängel, sonst würde es schon längst ganz in Rauch und Flammen aufgegangen oder in die Erde versunken oder in Schmutz und Staub umgewandelt.

Frankreichs Gäste.

Paris, im September.

„Les homes se suivent et ne se ressemblent pas!“ könnte man, ein bekanntes Wort leicht abändernd, sagen, wenn man die hohen — mehr oder weniger hohen — Besucher Frankreichs Boden betreten haben. Sprechen wir nicht von dem Griechischen, der ein alter Pariser ist, und dessen regelmäßig wiederkehrenden Besuch weiter sein Aufsehen mehr erregt; sprechen wir auch nicht von Sachalinoff, Origorowitsch, dem Fürsten Wieden und anderen russischen Herren, die ebenfalls zu bestimmter Zeit zu kommen pflegen, wie im Frühjahr der Spargel kommt. Zwei andere hohe Herren aber waren es in dieser relativ stillen Sommerzeit, die die Blide sämtlicher Franzosen und zumal, die der Pariser auf sich lenkten: Mulu Haffid, Marokkos einflussreicher Beherrscher, und jetzt Nikolai Nikolajewitsch, der russische Großfürst. Es giebt viele russische Großfürsten, aber Nikolai Nikolajewitsch ist ein ganz besonderer Großfürst, den die Franzosen auch ganz besonders schätzen — seit dem Aussterben der älteren Generation von Großfürsten —, weil er die russische Armee repräsentiert. Und an der russischen Armee liegt den Franzosen außerordentlich viel! Nikolai Nikolajewitsch ist denn auch in erster Linie der großen französischen Herbstmanöver daher herbeigekommen, und er hat sich zunächst nur einen Tag in der Hauptstadt aufgehalten, um dann gleich nach der Touraine ins Mandervergelände abzurufen. Er wird, wie man weiß, den Truppenübungen bis zum Schluss beiwohnen, dann nochmals auf ein paar Tage nach Paris gehen und schließlich eine kurze Station in Nancy machen, wo er gleichfalls die Truppen besichtigen soll, die vorzüglichen französischen Grenztruppen, die „Troupes de couverture“. Der Großfürst ist also gewissermaßen der „Protector“ der französischen Armee, und es wird hier allgemein als eine große Ehre für sie und für das ganze Land angesehen, daß der beehrte Generalissimus aller russischen Landheersträfte geruht hat, sich die französischen Herbstmanöver in der Nähe zu besichtigen.

Aber doch, welcher Unterschied in der Aufnahme zwischen einst und jetzt! Wer, wie der Schreiber dieser Betrachtungen, Gelegenheit hatte, den ersten Pariser „Ruffenfesten“ in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beizuwohnen, wird zugeben, daß sich die französische Begeisterung für alles Moskowitzige ganz erheblich verringert hat. „Tout passe, tout louffe, tout change!“ sagt ein anderes Wort, das auch von den politischen Beobachtern gilt. Der Rufstund ist vielleicht ein wässriger hat die uneingeschränkte Hingelochung der Wale, die wieder „Ruhe“ nach „Ruhe“ verleiht, einen sehr bescheidenen Umfang angenommen. Die Verwaltung des Britischen Museums in London hat bereits wiederum darauf hingewiesen, daß bei den jetzigen modernen Jagdmethoden, bei denen zum Teil Dynamit in Anwendung kommt, die völlige Ausrottung dieses größten existierenden Säugetiers nur eine Frage kurzer Zeit sein dürfte. Es ist daher zu hoffen, daß eine Antragung der englischen Regierung zur Einberufung einer internationalen Walfisch-Schutzkonferenz auf guten Boden fallen wird. Es folgen auf dieser Konferenz Mittel und Wege beraten werden, wie der fortwährenden Ausrottung der Wale durch geistliche Schutzbestimmungen Einhalt geboten werden könnte. Das einzige Land, das bisher entsprechende Schutzregeln — jedoch nur für seine eigenen Gewässer — getroffen und den Walfang in ihnen auf eine Reihe von Jahren hinaus überhaupt verboten hat, ist Norwegen. Außer Norwegen und Dänemark würden besonders Großbritannien, Argentinien, die Vereinigten Staaten und Japan, den küstlichen Spektakel der Franzosen nicht mehr vermissen, in der Presse findet sich dies sehr deutlich, in der Presse findet sich dies sehr deutlich, in der Presse findet sich dies sehr deutlich.